

Kulmbach - Cranach - Grünewald ?

Bemerkungen zu einer altdeutschen Zeichnung

Als außerordentlich interessante und willkommene Bereicherung ihres Bestandes an altdeutschen Zeichnungen erhielt die Graphische Sammlung des Germanischen Nationalmuseums eine kostbare Leihgabe aus Privatbesitz: eine ganzfigurige Darstellung des Heiligen Kilian im Bischofsornat, die von Friedrich Winkler als »die reifste und am weitesten durchgeführte Zeichnung« aus dem Frühwerk des Dürer-Schülers Hans von Kulmbach (Kulmbach, um 1480 – Nürnberg 1522) zuerst veröffentlicht worden war, die der Forschung aber immer noch Rätsel aufgibt.

Das mit Feder und brauner Tinte gezeichnete, ungewöhnlich frisch erhaltene Blatt mißt 31,7 : 18,5 cm. Es ist an drei Seiten beschnitten, so daß die Standfigur des heiligen Bischofs die Höhe des Blattes ganz ausfüllt. Ohne die feierliche Monumentalität der Gestalt zu mindern, hat der Zeichner Ornat und Attribute des Heiligen detailgenau wiedergegeben. Das schwere Pluviale fällt in großflächigen Bahnen von den Schultern und modelliert weich die Formen des linken Armes und Oberschenkels nach, bevor es sich am Boden in kurzen Wellenbewegungen bricht. Mit der Rechten hält der Heilige den Bischofsstab, dessen Krümme aus naturalistischem spätgotischen Blattwerk gebildet ist. Mit der Linken stützt er sich auf ein in den Formen des späten 15. Jahrhunderts ausgeführtes Prunkschwert, das mehr den Eindruck eines fürstlichen Hoheitszeichens als den eines Marterwerkzeugs macht. Man denkt an Riemenschneiders Würzburger Bischofsgrabmäler, wo individuelle Porträts mit Bischofsstab und Schwert, den Attributen der geistlichen und weltlichen Macht, versehen, zugleich die Gestalt des Heiligen Kilian, des Patrons des Bistums Würzburg, annehmen.



Hans von Kulmbach (um 1480 – 1522), Heiliger Kilian, um 1505/07
Feder, braune Tinte; Leihgabe aus Privatbesitz

Der Ausdrucksgehalt der Zeichnung beruht vor allem auf der porträthaft eindringlichen Wiedergabe des hageren und knorrigen Charakterkopfes, der geduckt und mit stehenden Augen unter der mächtigen Mitra hervorschaut.

Diese für Kulmbach ungewöhnliche Ausdruckskraft hat die Forschung stets irritiert und auch Winkler zu der Feststellung veranlaßt: »Es ist eine sehr eigentümliche, lebendige Zeichnung; Kulmbach hat später kaum jemals wieder eine einprägsame, kernige Heiligenfigur von solch abgeklärtem Sarkasmus, von dieser vergeistigten Ruhe und Überlegenheit geschaffen.«

Seriöse Kenner der altdeutschen Zeichnung waren fasziniert von Baumeisters These, es handle sich bei diesem überaus qualitätsvollen Blatt um ein Frühwerk des Mainfranken Grünewald. Nachdem sie zunächst Beziehungen zum Kreis des jungen Cranach zu erkennen glaubte, hat sich Barbara Butts erst jüngst in ihrer Kulmbach-Monographie diese Ansicht wieder zu eigen gemacht.

Kulmbach, Cranach, Grünewald – sollte es tatsächlich eine Schnittstelle geben, an der drei Hauptströmungen der Kunst des 16. Jahrhunderts ihre unverwechselbare Eigenart verlieren oder macht die Zeichnung nicht vielmehr Grenzen der

Stilkritik und unserer Kenntnis des lückenhaft überlieferten altdeutschen Zeichnung deutlich?

Die Grünewald-These – so verlockend sie sein mag – läßt sich stilkritisch kaum verifizieren, zumal vergleichbar frühe Zeichnungen nicht bekannt sind. Plausibler erscheint Winklers Stilvergleich mit den Tafeln des Schwabacher Annenaltars von 1507, der früher mit Kulmbach in Verbindung gebracht wurde. Auch nach der kritischen Sichtung des Oeuvres von Hans von Kulmbach durch Barbara Butts, die eine Vielzahl neuer Fragen aufwirft und die gerade in der Neuordnung des zeichnerischen Frühwerks hypothetisch bleiben mußte, lassen sich stilistische Beziehungen zu Kulmbach nicht von der Hand weisen. Das gilt nicht nur allgemein für den Typus der repräsentativen Heiligenfigur sondern auch für Einzelheiten, wie das Faltenspiel des am Boden aufstoßenden Pluviales oder gewissen Unsicherheiten an Händen und Füßen. Schließlich hat auch der ebenso einfache wie überzeugende Zeichenstil eine Parallele etwa in den »Frauentrachten« des Berliner Kupferstichkabinetts (WK 8/9). In beiden Fällen basiert dieser auf einem System feiner Parallel- und Kreuzschraffuren, die in unterschiedlicher Dichte übereinander geschichtet sind und – im Gegen-

satz etwa zum zeichnerischen Reichtum Dürers – auf eine großflächig »malerische« Nuancierung zielen.

Je größer die Schwierigkeiten einer stilkritischen Zuweisung desto mehr muß ein außerkünstlerischer Aspekt an Bedeutung gewinnen, der bislang ganz außer Acht gelassen wurde. Das Papier ist durch sein Wasserzeichen – die Waage im Kreis mit einem siebenzackigen Stern (Piccard, Waage VI, 632) – als oberitalienische Importware ausgewiesen, die nördlich der Alpen vor allem in Nürnberg und zwar im Zeitraum zwischen 1501 und 1508 nachweisbar ist. Eine Gruppe Dürerscher Holzschnitte, nämlich das 1505/07 datierbare sogenannte »schlichte Holzwerk« trägt diese Marke besonders häufig. Gleichzeitig begegnet dieses Papier auf Zeichnungen Dürers (W. 542), sowie seiner Werkstattmitarbeiter Baldung (K. 10/K. 20) und Kulmbach; bei letzterem gleich viermal (K 16, 61, 62, 100).

Mit dem Wasserzeichen allein läßt sich eine Zuschreibung kaum sicher begründen. Es ist jedoch ein hinreichendes Indiz dafür, an der Nürnberger Provenienz des Blattes festzuhalten und den Namen Hans von Kulmbachs nicht voreilig aufzugeben.

Rainer Schoch

Von einem neuerworbenen Mangeltuch

Aus einem Berliner Haushalt wurde ein textiles Ausstattungstück aus naturfarbenem Leinen mit weißen und roten Baumwollfäden (187 : 79 cm) geschenkt; seine eingewebte Schrift »Rolltuch« macht heute nicht mehr ganz selbstverständlich offenkundig, welches sein einstiger Gebrauchszweck war. Immerhin aber deuten die eingewebten Bildmotive, die Kleidungsstücke, die gekreuzten Rollen der roten Bordüre, die Mangel und vor allem die an einem Brette mit einem durch eine eiserne Metallplatte beheizten Bügeleisen tätige Frau in der Mitte der Fläche darauf, daß das Tuch mit der Pflege, im besonderen mit dem Glätten der Wäsche zu tun hat. Die Mangel, oft auch nur Mänge genannt, wie sie gleich mehrfach auf dem Ausstattungstück dargestellt ist, war bis weit in das 20. Jahrhundert hinein in mehreren Ausprägungen üblich; da gab es die bekannte Kombination von flachen, mit einem Griff versehene Holz und der Rolle, mittels der die Wäsche bei starkem Drucke auf einem Tische

oder einer ebenen Bank hin- und hergerollt wurde, dann die in vielen Haushaltungen benutzte Zylindermangel, den Kalendar, bei dem die Wäsche zwischen Walzen durchgeführt wird, schließlich die Kastenmangel, bei der die unter einem Kasten verlaufenden Rollen erheblich belastet worden sind; dies geschah mittels eines über den Walzen verlaufenden Kastens, der zumeist mit Steinen angefüllt wurde. Diese Kastenmangeln sind zu Ende des 18. und im Verlaufe des 19. Jahrhunderts technisch erheblich vervollkommen worden, beispielsweise dadurch, daß sich der Radantrieb als fortgesetzte Umlaufbewegung in eine hin- und hergleitende Bewegung umsetzen ließ. Durch die Fortentwicklung soll die Verwendung des Geräts erheblich erleichtert worden sein, während ehemals zwei Personen zu seiner Bedienung notwendig waren, konnte es nun von einer Frau benutzt werden.

Mehrfach sind auf dem Tuche Kastenmangeln in der Umrißzeichnung von Gerüst, Kasten, Antrieb

mit den Kettenteilen ohne die komplizierten maschinellen Details wiedergegeben, es wurde demnach wohl vornehmlich für Geräte dieser Art verwendet. Tatsächlich finden wir in der unerschöpflichen, vielbändigen ökonomisch-technologischen Enzyklopädie von Johann Georg Krünitz 1818 das Stichwort Rolltuch näher erläutert. Demnach wird die Wäsche zuerst um die Mangellege gelegt und dann mit dem schützenden Tuch umwickelt.

Zweifellos gehört das neuerworbene Rolltuch also zu jenem Sachgut, das durch seine Dekoration ganz unmittelbar seine Bestimmung anzeigt, wie etwa der mit Besteckteilen geschmückte Teller oder die mit einer Raucherdarstellung versehene Tabakdose trägt es gewissermaßen eine redende Ornamentik. Unter dem Einfluß der Kunstgewerbebewegung der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, auch die Sachen alltäglichen Gebrauchs schön zu gestalten, dürfte sich der Hang, die Dingwelt ihrem Zwecke entsprechend zu